

Swami Vivekananda in den Augen seiner Schülerinnen

In großen Abständen findet von Zeit zu Zeit ein Wesen seinen Weg auf diesen Planeten, das zweifellos ein Wanderer aus einer anderen Sphäre ist; aus der weit entfernten Region, aus der er kommt, bringt er etwas von ihrer Herrlichkeit, Macht und ihrem Glanz auf diese leidvolle Welt. Er geht unter den Menschen umher, ist hier aber nicht zu Hause. Er ist ein Pilger, ein Fremder, er bleibt nur eine Nacht.

Er nimmt teil am Leben derer, die ihn umgeben, versetzt sich in ihre Freuden und Nöte, freut sich mit ihnen, trauert mit ihnen; bei allem aber vergisst er nie, wer er ist, woher er kam, weshalb er kam. Er vergisst nie seine Göttlichkeit. Er erinnert sich, dass er das große, das wunderbare, das majestätische *SELBST* ist. Er weiß, dass er aus der unbeschreiblichen, überirdischen Region kam, die keine Sonne und keinen Mond braucht, weil sie vom *LICHT* des Lichts durchstrahlt ist. Er weiß, dass er *war*, lange vor der Zeit als „alle Söhne Gottes aus Freude zusammen sangen“.

Solch einen habe ich gesehen, habe ich gehört, habe ich verehrt. Ihm habe ich die Zuneigung meiner Seele zu Füßen gelegt.

Solch ein Wesen ist unvergleichlich, denn es übersteigt alle normalen Maßstäbe und Ideale. Andere mögen geistreich sein, sein Geist aber leuchtet, weil es in seiner Macht steht, unmittelbaren Kontakt zur Quelle allen Wissens aufzunehmen. Er ist nicht länger durch die langsamen Prozesse eingeschränkt, die den gewöhnlichen Menschen Grenzen setzen. Andere mögen groß sein, groß sind sie nur im Vergleich mit Menschen ihrer eigenen Klasse. Andere mögen gut, mächtig, begabt sein, mehr Güte, mehr Kraft, mehr Genie als ihre Mitmenschen besitzen. Es kommt nur auf den Vergleich an. Ein Heiliger mag frommer, lauterer, redlicher als gewöhnliche Menschen sein. Doch für Swami Vivekananda gab es keinen Vergleich. Er war eine Klasse für sich. Er gehörte einer anderen Kategorie an. Er war nicht von dieser Welt. Er war ein strahlendes Wesen, das für einen bestimmten Zweck aus einer anderen, höheren Sphäre herabgestiegen war. Man hätte wissen können, dass er nicht lange bleiben werde.

Gesegnet das Land, in dem er geboren wurde, gesegnet jene, die mit ihm zur gleichen Zeit auf Erden lebten und gesegnet, dreimal gesegnet, die Wenigen, die ihm zu Füßen saßen.

Der Meister und die Botschaft

Es gibt Zeiten, wo das Leben in einem steten Strom tödlicher Monotonie dahinfließt. Essen, schlafen, reden – die ganze Zeit die gleiche Langeweile. Alltägliche Gedanken, stereotype Ideen, die immerwährende Tretmühle. Ein Unglück geschieht. Einen Augenblick schockiert es uns und wir werden still. Doch wir halten die Stille nicht lange aus. Das Karussell hält nicht an, weder für unser Leid noch für unser Glück. Ja gewiss, das ist nicht alles, was es im Leben gibt. Dafür sind wir nicht hier. Rastlosigkeit stellt sich ein. Worauf warten wir? Eines Tages geschieht es dann, das Erstaunliche, worauf wir gewartet haben – das, was unsere tödliche Monotonie vertreibt, was das ganze Leben in eine neue Richtung lenkt, was uns vielleicht in ein fernes Land führt, zu fremden Leuten mit anderen Sitten und einer anderen Lebenseinstellung, zu Menschen, mit denen wir vom ersten Augenblick an eine seltsame Verwandtschaft spüren, wunderbare Menschen, die wissen, worauf sie warten, die den Zweck des Lebens kennen. Unsere Rastlosigkeit ist für immer gestillt.

Nach vielen Inkarnationen, nach unsagbarem Leiden, Kampf und Sieg tritt Erfüllung ein. Aber das weiß man erst viel, viel später. Ein winziges Samenkorn wächst zu einem mächtigen Banyanbaum heran. In einer fast flachen Ebene entscheiden einige Fuß Erhöhung, ob ein Fluss nach Norden fließt und vielleicht den eisigen Arktischen Ozean erreicht oder nach Süden in die warmen Gewässer des Kaspischen oder des Schwarzen Meeres.

Als ich mich an einem kalten Februarabend 1894 aufmachte, um einen Vortrag in der Unitarian Church in Detroit zu besuchen, dachte ich kaum daran, dass ich etwas tat, was mein ganzes Leben ändern sollte und von so ungeheurer Wichtigkeit war, dass es mit keinem mir bisher

bekanntem Maßstab gemessen werden konnte. Vorträge zu besuchen gehörte zur tödlichen Monotonie. Wie selten hörte man etwas Neues oder Erhebendes! Die Vortragenden, die in diesem Winter nach Detroit kamen, waren schrecklich langweilig. Also ging ich recht unwillig und nur meiner Freundin, Mrs. Mary C. Funke, zuliebe zu diesem speziellen Vortrag, um einen „Vivekananda, einen Mönch aus Indien“, zu hören. Mit ihrer wunderbar optimistischen Natur hatte sie ihre Hoffnung nie aufgegeben und glaubte immer noch, dass sie eines Tages „Jenes Etwas“ finden würde. Wir gingen, um diesen „Mann aus Indien“ zu hören. Gewiss hatten wir niemals in unseren zahllosen Inkarnationen einen Schritt von solch großer Tragweite unternommen! Denn nach weniger als fünf Minuten wussten wir, dass wir den Prüfstein, nach dem wir so lange suchten, gefunden hatten. Im selben Atemzug riefen wir aus: „Wenn wir das versäumt hätten...!“

Jenen, die viel von der äußerlichen Erscheinung Vivekanandas gehört hatten, mag es seltsam vorkommen, dass nicht sie den ersten hervorstechenden Eindruck auf uns machte. Die Macht, die von diesem mysteriösen Wesen ausging, war so groß, dass man sich nur klein fühlen konnte. Sie war überwältigend. Sie drohte alles vor sich wegzufegen. Das spürte man schon in jenen ersten unvergesslichen Augenblicken. Später sollten wir diese Macht an der Arbeit sehen.

Der Geist war es, der die erste große Wirkung ausübte, dieser erstaunliche Geist! Was könnte man sagen, das wenigstens eine blasse Vorstellung von seiner Majestät, seiner Herrlichkeit, seinem Glanz vermittelt? Es war ein Geist, der selbst den Geist von Menschen, die als Genies gelten, so weit übertraf, dass er rein von seinem Wesen her völlig anders zu sein schien. Seine Ideen waren so klar, so kraftvoll, so transzendent, dass man nicht glauben konnte, sie seien vom Intellekt eines begrenzten menschlichen Wesens ausgegangen. So wunderbar diese Ideen aber auch waren, so unfassbar dieses Etwas auch war, das aus diesem Geist floss, es war einem seltsam vertraut. Ich hörte mich sagen: „Diesen Geist habe ich schon zuvor gekannt.“ Er entlud sich über uns in einem Glanz rötlichen Goldes, als habe er die Strahlen der Sonne eingefangen und verdichtet. Er war kaum dreißig, dieser Prediger aus dem fremden Indien. Jung in altersloser Jugend und dabei doch alt in seiner Weisheit

früher Zeiten. Zum ersten Mal vernahmen wir die uralte Botschaft Indiens, die Lehre vom *atman*, vom Wahren Selbst.

Die Anwesenden hörten gebannt zu, während er das Gewebe wie einen farbig leuchtenden Kashmirschal wob: Jetzt einen Faden von Humor, nun einen einer Tragödie, viele ernste Gedanken, viele inspirierende, viele von hohem Idealismus, von Weisheit. Durch alles lief die Kette von Indiens heiligster Lehre: von der Göttlichkeit des Menschen, seiner angeborenen und ewigen Vollkommenheit; einer Vollkommenheit, die nichts mit Entwicklung, nichts mit allmählichem Erlangen zu tun hat, sondern jetzige Realität ist. „*TAT TVAM ASI*“, „*Das bist du*“. Du bist DAS, jetzt. Es gibt nichts zu tun, als es zu verwirklichen. Die Verwirklichung mag im jetzigen Augenblick oder in einer Million Jahre kommen, doch „alle werden die sonnendurchstrahlten Höhen erreichen.“ Diese Botschaft wurde zu Recht „die wundersame Verkündigung des *Selbst*“ genannt. Wir sind nicht die hilflosen, begrenzten Wesen, für die wir uns halten, sondern geburtenlose, todlose, herrliche Kinder unsterblicher Seligkeit.

Wie die Lehrer alter Zeiten sprach auch er in Gleichnissen. Das Thema immer das gleiche: des Menschen Wahre Natur; nicht was wir zu sein scheinen, sondern was wir *sind*.

Er stand auf dem Podium der Unitarian Church und verkündete herrliche Wahrheiten mit einer Stimme, wie wir sie zuvor noch nie gehört hatten, einer Stimme, die jede Gefühlsregung ausdrückte, nun mit einem Pathos, der bisher unbekannte tragische Tiefen aufwühlte, und wenn der Schmerz nicht mehr zu ertragen war, löste dieselbe Stimme Fröhlichkeit aus, nur um sie bald wieder abzuschwächen durch den Donner eines Ernstes, so intensiv, dass er einen in tiefe Ergriffenheit versetzte; eine Trompete, die zum Erwachen rief.

Wer von uns, die ihn gehört haben, kann je vergessen, welche Erinnerungen in unserer Seele geweckt wurden, als wir die alte Botschaft Indiens hörten: „Ihr Kinder unsterblicher Seligkeit, auch ihr, die ihr in höheren Sphären weilt, ich habe das Uralte gefunden, das euch vom Tode errettet, wenn ihr es kennt.“ Oder das Gleichnis vom Löwen und dem Schaf. Gesegnete Wahrheit! Trotz unseres Blökens, unserer Ängstlichkeit, unserer Furcht sind wir nicht das Schaf, wir sind und waren immer der Löwe, kraftvoll, furchtlos,

der König der Tiere. Es ist nur eine Illusion, die wir überwinden müssen. Wir sind DAS, jetzt. Diese Worte weckten eine subtile Kraft, übten einen Einfluss aus, der uns in eine reinere, andersartige Atmosphäre hob. Konnte man dies hören und spüren und dabei dieselbe bleiben? Alle unsere Werte wurden umgewandelt. Der Samen der Spiritualität wurde eingepflanzt, um mit den Jahren zu wachsen und zu wachsen, bis er unweigerlich Frucht trug. Es stimmt, diese erhabene Lehre ist uralte. Es stimmt vielleicht sogar, dass jeder Inder, jede Inderin sie kennt, dass viele sie klar formulieren können, doch Vivekananda sprach mit Autorität. Für ihn war sie nicht spekulative Philosophie, sondern *lebendige Wahrheit*. Alles übrige mag falsch sein, sie allein ist wahr. Er lebte sie. Nach seiner eigenen großen Verwirklichung hatte das Leben nur noch einen Zweck: die Botschaft zu verkünden, die ihm anvertraut worden war, um anderen den Weg zu weisen und sie zum selben höchsten Ziel zu führen. „Erhebe dich, erwache und halte nicht inne, bis das Ziel erreicht ist.“

All dies spürte man mehr oder weniger undeutlich in dieser ersten unvergesslichen Stunde, in der unser Gemüt in seine ihm eigene leuchtende Atmosphäre emporgehoben wurde. Später entdeckten einige von uns langsam und manchmal schmerzlich nach großer Anstrengung und Hingabe, dass unser ganzes Denken umgeformt war. Groß ist der *Guru!*

Jene, die zum ersten Vortrag in der Unitarian Church gekommen waren, kamen zum zweiten und zum dritten Mal und brachten andere mit. „Komm“, sagten sie, „höre diesen wundervollen Menschen. Wir haben zuvor noch nie einen wie ihn gehört.“ Und sie kamen, bis es keinen Platz mehr gab. Sie füllten den Raum, standen in den Seitenschiffen, blickten durch die Fenster herein. Wieder und wieder verkündete er seine Botschaft, mal in dieser Form, mal in jener, jetzt durch Geschichten aus dem Ramayana und Mahabharata, dann aus den Puranas und der Folklore. Aus den Upanishaden zitierte er ständig, sang zuerst die Stellen im originalen Sanskrit und übersetzte sie dann frei und poetisch. ...

Nach dem Parlament der Religionen überredete man Vivekananda, unter der Leitung einer Agentur eine Vortrags-Tournee durch die Vereinigten Staaten zu machen. Er erzählte uns, wie schwer es war zu einer Zuhörerschaft zu sprechen, die keinen Schimmer von Verständnis zeigte. Nach

einigen Wochen – jeden Abend Vortrag, die ganze Nacht Reisen – wurde die Verpflichtung so unerträglich, dass er sie nicht länger ertragen konnte. In Detroit hatte er Freunde, die er von Chicago kannte und die ihn liebten und verehrten. Zu ihnen kam er und bat: „Befreit mich! Befreit mich!“ Er hatte gehofft, mit dem so verdienten Geld seine Arbeit in Indien zu beginnen, doch das war nicht der einzige Grund, sich öffentlich zu engagieren. Er dachte immerzu an den Auftrag, den er von seinem Meister erhalten hatte. Er hatte eine Arbeit zu leisten, eine Botschaft zu verkünden. Es war eine heilige Botschaft.

Als er Detroit erreichte, wusste er, dass eine Vortrags-Tournee nicht das Richtige war und er keine Stunde länger seine Zeit darauf verschwenden würde. Sechs Wochen blieb er in Detroit, um über sein Ziel nachzudenken und hielt gelegentlich einen Vortrag. Wir versäumten keine Gelegenheit, um ihn zu hören. Wir wussten, wir hatten unseren Lehrer gefunden. Das Wort *guru* kannten wir damals noch nicht und wir hatten ihn auch noch nicht persönlich getroffen. Aber was machte das schon? Es würde Jahre brauchen, um alles zu assimilieren, was wir schon gelernt hatten. Und dann würde uns der Meister wieder lehren, irgendwann, irgendwo!

Es geschah früher als erwartet, denn nach gut einem Jahr befanden wir uns in Thousand Island Park und wohnten mit ihm im selben Haus.

SISTER CHRISTINE¹

Aus: *REMINISCENCES OF SWAMI VIVEKANANDA*
SWAMI VIVEKANANDA, AS I SAW HIM
ADVAITA ASHRAMA, CALCUTTA, 1961



¹ Christine Greenstidel aus Detroit ging später nach Indien, wo sie mit Sister Nivedita sich der Erziehung indischer Mädchen und junger Witwen widmete

So ein wunderschöner Platz! Es gibt ein großes Klassenzimmer und eine Küche im Erdgeschoss und mehrere Schlafzimmer im zweiten Stockwerk. Der Swami hat eine private Wohnung mit einem eigenen Zugang über eine Außentreppe. Sein Zimmer hat eine kleine Veranda, wohin er uns jeden Abend einlädt. Die Aussicht ist herrlich, da wir höher als die übrigen Häuser liegen. Wir sehen über die Wipfel der Bäume hinweg, wie sich der gewundene St. Lawrence Strom meilenweit seinen Weg bahnt.

Es hat uns tief gerührt, wie herzlich wir Fremde empfangen wurden, denn auch der Swami hatte uns nie persönlich kennengelernt, obwohl wir alle seine Vorträge besucht hatten, die er im Winter 1894 in Detroit hielt.

Wir hatten Todesangst, als wir schließlich das Haus erreichten, denn weder der Swami noch seine Anhänger in Thousand Island Park hatten die geringste Ahnung von unserer Existenz; und es kam uns eher unverschämt vor, siebenhundert Meilen zu reisen, ihm sozusagen nachzulaufen, um ihn zu bitten uns anzunehmen. Aber er nahm uns an – er tat es –, der Gute! ...

Hier waren wir also – in einem Haus mit Vivekananda, hörten ihm zu von 8 Uhr morgens bis spät in die Nacht. ... Oh, dieser sublimen Unterricht von Vivekananda! Kein Nonsens, kein Reden über „Astrales“, über „Teufelchen“ usw., sondern über Gott, Jesus, Buddha. Ich fühle, ich werde nie wieder ganz die Gleiche sein, denn ich habe etwas von der Wirklichkeit gespürt.

Stell dir nur vor, was es bedeutet, bei jeder Mahlzeit einem Vivekananda zuzuhören; jeden Morgen und abends auf der Veranda Unterricht, die ewigen Sterne wie „hellgolden leuchtende Hostien“ über uns! Am Nachmittag machten wir weite Spaziergänge, für den Swami waren „die fließenden Bäche Bücher, die Steine Predigten und in allem sah er Gott“. Und dieser selbe Swami ist so fröhlich und macht gerne Witze, Manchmal biegen wir uns vor Lachen. ...

Swami sagte uns, wir sollten für den Augenblick vergessen, dass es ein Detroit gibt – das heißt, wir sollten keine persönlichen Gedanken zulassen, während wir diese Ausbildung mitmachten. Wir lernen Gott in *allem* zu sehen, vom Grashalm bis zum Menschen – „selbst im diabolischen Menschen“.

Es ist fast unmöglich hier Zeit zum Schreiben zu finden. Wir haben uns mit einigen Unbequemlichkeiten abzufinden, da alles so dicht gedrängt ist. Es gibt keine Zeit, um zu entspannen, um auszurufen; wir spüren, dass die Zeit allzu kurz ist, da der Swami bald nach England abreist. Wir fürchten, etwas von den kostbaren Juwelen zu verpassen. Seine Worte *sind* wie Juwelen, und alles, was er sagt, passt zusammen wie ein wunderschönes Mosaik. So weit er auch in seinen Gesprächen abschweift, er kommt immer wieder zurück zu der einen grundlegenden, entscheidenden Sache: „Finde Gott! Nichts anderes zählt.“

Ich mag besonders Miss Waldo und Miss Ellis, obwohl die ganze Hausgemeinschaft interessant ist. Ein Dr. Wight, ein sehr kultivierter Mann, weit über siebzig, der Swamis Vorträge und Klassen in New York besucht hatte, sorgt manchmal für große Heiterkeit. Er folgt dem Unterricht mit solcher Anspannung und Hingabe, dass er am Ende der Darlegungen dem Lehrer immer wieder die gleiche Frage stellt: „Also, Swami, im Endergebnis läuft dies alles darauf hinaus: Ich bin Brahman; ich bin das Absolute, nicht wahr?“ Wenn du nur Swamis nachsichtiges Lächeln sehen könntest und seine sanfte Antwort hören könntest: „Ja, Doktorchen, Sie sind Brahman, Sie sind das Absolute Ihrem wahren Wesen nach.“ Wenn der gelehrte Doktor dann etwas zu spät zum Essen kommt, bemerkt der Swami mit feierlichem Ernst, doch mit einem fröhlichen Augenzwinkern: „Hier kommt Brahman“, oder: „hier ist das Absolute.“

Gelegentlich sagt er: „Jetzt werde ich für euch kochen!“ Er ist ein wundervoller Koch und serviert gerne den „*brithrin*“. Sein Essen ist köstlich aber „für meine Wenigkeit“ durch verschiedene Gewürze zu scharf; doch ich war entschlossen es zu schlucken, auch wenn ich daran ersticken sollte, was ich fast tat. Wenn ein Vivekananda für mich kochen kann, ist das wenigste, was ich tun kann, es auch zu essen. Der Gute!

Swamiji steht dann mit einer weißen Serviette über dem Arm wie der Kellner im Speisewagen und ruft im perfekt gleichen Tonfall: „Letzte Aufforderung für den Speisewagen. Dinner ist serviert!“ Und dann bei Tisch Lachsalven über einen witzigen Einfall oder Scherz, denn er entdeckt mit unfehlbarer Sicherheit die kleinen persönlichen Eigenarten eines jeden von uns – doch nie Sarkasmus oder Häme – nur Spaß. ...

Mittwoch, 7. August: Ach, er ist abgereist! Er fuhr heute Abend um 9 Uhr auf einem Dampfer nach Clayton ab, wo er einen Zug nach New York nehmen und von dort nach England im Schiff auslaufen wird. ...

Als der Dampfer im Fluss seine Schleife zog, winkte er uns jugenhaft und fröhlich mit seinem Hut zum Abschied zu; und dann war er wirklich abgereist!

Er kam, um die Herrlichkeit und den Glanz des Selbst zu manifestieren. Der Mensch zieht sich selbst seine Grenzen. „Es ist deine Hand allein, die das Seil hält, das dich vorwärts zieht.“ Das war das Motiv, das Swamis Lehre durchzog.

Mit unendlicher Mühe versuchte er uns den Weg zu zeigen, den er selbst gegangen war. Nach einunddreißig Jahren tritt Swamiji aus meinem Gedächtnis als kolossale Gestalt hervor – ein Spalter der Fessel, der wusste, wann und wo er nicht verschonen durfte. Mit seinem zweischneidigen flammenden Schwert kam dieser Mann „aus dem Osten“, dieser Mann aus Feuer und Flamme, und es gab welche, die an ihn glaubten, und jenen, die an ihn glaubten, verlieh er Kraft.

So war Vivekananda!

MARY C. FUNKE

Aus: PRABUDDHA BHARATA, FEBRUARY 1927
THOUSAND ISLAND PARK



Es war mein Glück und meine Freude, einen „Menschen Gottes“ zu kennen, ein vornehmes Wesen, einen Heiligen, Philosophen und wahren Freund. Sein Einfluss auf mein spirituelles Leben war groß. Er eröffnete mir neue Horizonte, erweiterte meine religiösen Vorstellungen und Ideale und führte mich zu einem tieferen Verständnis der Wahrheit. Meine Seele wird es ihm ewig danken.

Der außergewöhnliche Mann war ein Hindu-Mönch des Vedanta-Ordens. Swami Vivekanandas religiöse Vorträge waren in Amerika weit bekannt. Er lehrte ein Jahr in Chicago, als ich dort war; und da ich damals schwer depressiv war, entschloss ich mich, zu ihm zu gehen, denn ich hatte gesehen, wie er einigen meiner Freunde geholfen hatte.

Eine Verabredung wurde für mich getroffen und als ich sein Haus betrat, wurde ich sofort in sein Arbeitszimmer geführt. Vor meinem Besuch hatte man mir gesagt, ich solle nicht sprechen, bevor er mich angedet hatte. Ich stand also schweigend vor ihm. In seinem safrangelben Gewand saß er in Meditationshaltung, seinen turbanumwickelten Kopf geneigt, seinen Blick zu Boden gerichtet. Nach einer kurzen Pause sprach er, ohne aufzusehen:

„Mein Kind, welch eine gequälte Atmosphäre umgibt dich! Sei ruhig! Es ist lebenswichtig!“ Dann sprach dieser Mann, der nicht einmal meinen Namen kannte, in ruhigem Ton über meine geheimen Probleme und Sorgen. Er sprach über Dinge, von denen selbst meine engsten Freunde nichts wussten. Es schien übernatürlich, es schien ein Wunder zu sein! „Wie können Sie das alles



Aufgenommen in Amerika in den Jahren 1884 / 1900

wissen?“, fragte ich zuletzt. „Wer hat Ihnen das von mir erzählt?“ Er sah mich mit seinem stillen Lächeln an, als sei ich ein Kind, das eine dumme Frage gestellt hat. „Niemand hat mit mir gesprochen. Denken Sie, das sei nötig? Ich lese in Ihnen wie in einem offenen Buch.“

Beim Abschied sagte er mir: „Sie müssen vergessen. Seien Sie wieder froh und glücklich. Brüten Sie nicht im Stillen über Ihre Sorgen. Verwandeln Sie Ihre Gefühle in irgendeine Form äußerlichen Ausdrucks. Ihre spirituelle Gesundheit erfordert es. Ihre Kunst fordert es von Ihnen.“

Ich verließ ihn tief beeindruckt von seinen Worten und seiner Persönlichkeit. Er schien mein Gehirn von all seinem fiebrigen Durcheinander geleert und stattdessen seine klaren, beruhigenden Gedanken eingepflanzt zu haben. Dank der Wirkung seines mächtigen Willens wurde ich wieder lebenskräftig und heiter. Er wandte weder Hypnose noch Mesmerismus an. Es war die Stärke seines Charakters, die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Absicht, die überzeugten. Als ich ihn näher kennenlernte, schien mir, dass er die chaotischen Gedanken in einen Zustand friedlicher Ergebung versetzte, so dass ich seinen Worten volle und ungeteilte Aufmerksamkeit schenken konnte. ...

Ich machte mit dem Swami und einigen seiner Freunde und seiner Anhänger eine wunderschöne Reise durch die Türkei, Ägypten und Griechenland. Zu unserer Partie gehörten außer dem Swami Pater Hyacinthe Loyson, seine Frau aus Boston, Miss MacLeod, eine glühende Swami-Anhängerin und bezaubernde, begeisterte Frau aus Chicago und ich, der singende Vogel der Truppe.

Was war das für eine Pilgerfahrt! Wissenschaft, Philosophie und Geschichte waren dem Swami kein Geheimnis. In Griechenland besuchten wir Eleusis. Er erklärte uns seine Mysterien und führte uns von Altar zu Altar, von Tempel zu Tempel, erzählte von den Prozessionen, psalmodierte alte Gebete, zeigte uns die priesterlichen Riten. Später, in Ägypten, in einer unvergesslichen Nacht, versetzte er uns unter dem Schatten der schweigenden Sphinx mit mystischen, bewegenden Worten zurück in die Vergangenheit.

In Kairo verirrtten wir uns einmal – ich glaube, wir waren zu sehr ins Gespräch vertieft – und kamen in eine verrufene, schlecht riechende Straße, wo halbnackte Frauen herumlungerten,

aus den Fenstern schauten und sich auf den Türstufen reckten. Der Swami bemerkte nichts, bis eine lärmende Gruppe auf einer Bank zu lachen begann und ihm unflätige Worte zurief. Wir wollten wegeilen, doch der Swami blieb stehen und näherte sich den Frauen: „Arme Kinder! arme Kreaturen! Sie haben ihre Göttlichkeit in ihre Schönheit investiert. Schaut sie jetzt an!“ Er begann zu weinen. Die Frauen schwiegen beschämt. Eine Prostituierte beugte sich nieder, küsste den Saum seines Gewandes und murmelte in gebrochenem Spanisch: „Humbre de Dios, humbre de Dios!“ (Mann Gottes!) Eine andere hob in einer plötzlichen Geste von Schamgefühl und Angst ihren Arm vor ihr Gesicht, als wolle sie ihre widerstrebende Seele vor jenen reinen Augen bedecken.

Es stellte sich heraus, dass diese wunderbare Reise fast die letzte Gelegenheit war, den Swami zu sehen. Er verkündete, dass er in sein Heimatland zurück wollte. Er fühlte sein Ende nahen. Ein Jahr später hörten wir, dass er gestorben sei.

EMMA CALVÉ

Aus: PRABUDDHA BHARATA, NOVEMBER 1922

VEDANTA-HEFT 1, 2008

VEDANTA-ZENTRUM WIESBADEN E. V.

ALLE ÜBERSETZUNGEN: DIETLIND KLOPPMANN